

B e i t r ä g e

zur

Belehrung und Unterhaltung.

3tes Stück, den 11. Januar 1808.

Der fünfte Januar.

Vultus ubi Tuns affulsit populo,
gratior it dies.

Der schöne Tag war eine vielfache, von viel tausend Herzen mitempfundene, Variation des *où peut - on être mieux qu' au sein de sa famille!* Es war die Rückkehr eines hochverehrten Vaters, nach einer Trennung, welche der Zeit nach kurz gewesen war, der Sehnsucht aber unendlich lang gedünkt hatte, die Rückkehr eines Vaters, auf welche liebende Kinder sich lange zum voraus freuen. Unvergesslich ist ein solches Ereigniß in einer guten Familie, unvergesslich wird jener Tag lange in den Annalen der großen Familie seyn, die Friedrich August mit Stolz und Dank ihren Vater nennt. Nur der Gedanke, daß Er hingegangen war, ein edles Volk zu beglücken, welches, seit langer Zeit ein Spiel wilder Stürme, unter Seiner Herrschaft das erwartet, was wir dankbar genießen, nur der Gedanke konnte die Trennung mildern.

Der fünfte Januar wird der Tag der Rückkehr seyn! Diese Nachricht war die

Lösung zur Freude, und zu allgemeiner Bewegung, um dem erhabenen Heimkehrenden einen Empfang zu bereiten, der die Ehrfurcht und die Liebe aussprechen sollte, welche die Bewohner seiner Königsstadt, die nächsten Zeugen seines schönen Fürstenlebens, Ihm weihen. Es ist ein Zug im Charakter wie überhaupt des deutschen Volkes, so auch der Sachsen, den der Fremde ehrend anerkennt, der stille, ruhige Sinn, welcher sich selbst da, wo das Herz von frohen Empfindungen aufwallt, wo warmblütigere Nationen in der Freude leicht das Maas der Rechten überschreiten, nicht ganz verläugnet. Seine Empfindung ist nicht reich an Worten, nur wenn sie mächtig angeregt wird, zeigt es sich, wie tief und innig sie war. So ergriff jeder mit voreilender Bereitwilligkeit die Veranlassung, welche die Stadt Obrigkeit gab, den Tag der Rückkehr der königlichen Reisenden zu einem frohen Feste zu machen.

Seit einigen Wochen wurden auf der Elbbrücke, in der Allee der Neustadt, und vor dem schwarzen Thore die Vorbereitungen zu einer glänzenden Erleuchtung gemacht,

Ⓔ

und auf dem Platze zwischen der Brücke und dem Schlosse Säulenreihen errichtet, welche, von vier dreiseitigen Pfeilern begrenzt, einen weiten Halbkreis bildeten.

Früh am Dienstage fuhren die Königlichen Prinzen Anton und Maximilian den hohen Reisenden bis Königsbrück entgegen, während in der Stadt gegen drei Uhr Nachmittags ein Bürgerkorps zu Pferde, in blauer Uniform, vom Altenmarkte aus auf die Straße zog, welche schon auf beiden Seiten mit Menschenreihen besetzt war. Ihr folgte, mit militärischer Musik, das Corps der Bürger-Compagnien zu Fuß, welches von der Brücke bis an das Ende der Allee Reihen bildete.

Als um fünf Uhr die jungen Prinzen und Prinzessinnen dem erhabenen Familienhaupte bis an das Forsthaus auf der Straße nach Königsbrück entgegengeriselt waren, mußte die ungeduldige Menge, die jetzt zu einer gedrängten Masse angewachsen war, noch etwa zwei Stunden warten, bis endlich das feierliche Geläute erschallte. Der ersuchte Augenblick kam; von tausendstimmigem Jubel begrüßt, zogen die heimkehrenden Geliebten durch die dichten Volksreihen bis an das schwarze Thor, wo der regierende Bürgermeister, an der Spitze einer Deputation des Magistrats mit einer Anrede Sie empfing, und die Bürgerschaft ein Gedicht überreichte. Langsam ging der Zug durch die hellerleuchtete Allee, zwischen den glänzenden Häuserreihen auf beiden Seiten. Am Ausgange der Allee strahlte links in der Klosterstraße ein biederer Glückwunsch von der schön verzögerten Wohnung des dänischen Gesandten; um das alte Symbol der Eintracht, die fest

verschlungenen Hände, und zwischen vollen Blumenguirlanden, die Worte: *Daniens Gruss segnet die Wiederkehr Friedrich Augusts*. Eben so sprachen auf der Brücke die leuchtenden Zeilen: *Gott erhalte den König! Lange lebe die Königin!* einfach und wahr die Empfindung aus, die das Gefühl aller Herzen war. Auf den beiden, der Brücke zugekehrten, Eckpfeilern des Säulenkreises vor dem Schlosse begrüßten Ehrfurcht und Freude das edle Fürstenpaar, mit den strahlenden Worten: *Friderico Augusto in patriam feliciter reverso Pietas — Amaliae Augustae Dresdanis ex voto redditae laetitia*. Und die hochlodernden Flammen in den Opferschaalen oben auf den Pfeilern schienen die Segenswünsche des freudetrunkenen Volkes hinauf zu den Wolken zu tragen.

Ehe die Königl. Herrschaften sich ins Schloß begaben, fuhren Sie durch die beleuchteten Straßen der Stadt und der Vorstädte, überall begrüßt von dem frohen Zurufe der Menge, den das lange fortdauernde Geläute nicht übertönen konnte.

Aus allen Inschriften, selbst an sparsam beleuchteten Fensterchen in abgelegenen Gassen, sprachen herzliche Wünsche, Liebe und Ehrfurcht; aber wir müssen den Archivaren dieser vergänglichen Dokumente die sorgfältige Sammlung und Aufbewahrung derselben überlassen, und können nur einiger der vorzüglichsten Gegenstände der Beleuchtung erwähnen. Die glänzendsten Partien in der Stadt waren die Pirnaische Gasse, wo das Landhaus, die Post, und das obere Stockwerk des gräflich Schönbergischen Hau-

ses reich und geschmackvoll beleuchtete Massen darboten; die Wilsdruffer Gasse, wo die mit Lampen und Inschrift verzierte Thorwölbung und das mit bunten Lampengirando erhellte gräflich Marcolini'sche Palais sich auszeichneten; die Kommandanten, Wohnung, die unter einer, in heller Glorie strahlenden, Königskrone die Mahmenszüge der Wiederkehrten zeigte. Ausgezeichnet durch Geschmack und edle Pracht war das Gartenpalais des Prinzen Anton. Der Eingang, die Seitenflügel, und vor allem das schöne Portal, glänzten reich beleuchtet. Ueber den A. A.—F. A. R.—A. standen in einer Sonne, von einer bunten Glorie umstrahlt, die Worte: Beglückend scheint sie uns wieder. Eine vollstimmige Musik ließ bis in die Nacht sich hören. Nicht weniger glänzte an einem andern Ende der Stadt das Palais des Prinzen Maximilian an der Ostra-Allee hervor, das die Inschrift F. A. R. Ad Suos reduci, dem Gegenstande der allgemeinen Freude weihte.

Eine heitere, frische Winternacht begünstigte die frohe Fest. Bis tief in die Nacht wandelten zahlreiche Gruppen zu den eben genannten glänzenden Feentempeln, welche, gegen den Wind geschützt, der in andern Gegenden früher zerstörte, lange in voller Pracht strahlten. Und wer wäre an diesem Tage heimgekehrt, ohne in den herzlichsten Wunsch einzustimmen, welchen eine geschmackvolle Beleuchtung aussprach, die man in der Wohnung des Herrn Erbprinzen Heinrich LXII. Neuß und seines Herrn Bruders, am Hauschild'schen Hause am Altenmarkte sah. Vor dem Hause zwei beleuchtete Palmbäu-

me, und über dem Eingange, in dem Nautenkränze, von einer Sonne umstrahlt, die schönen Worte:

Longas o utinam, Rex bone, ferias praestes Saxoniae!

Charakteristik der Amerikanischen Wilden.

Es ist ziemlich schwer, sich ein richtiges Bild von den eingebornen Amerikanern zu machen, selbst wenn man unter ihnen gelebt hat. Ja, es gibt etwas in ihrem Inneren, das uns immer unbekannt bleiben wird; das Geheimniß nämlich ihrer Organisation, welche Vorstellungen und Empfindungen in ihnen erweckt, die uns gänzlich fremd sind. In Europa entwirft man sich gewöhnlich ein falsches, fast immer zu günstiges, Bild von den Wilden. In unserm Zeitalter vorzüglich ist man geneigt, sie ins Schöne zu malen, und es ist vielleicht nicht schwer, die Ursache davon in einem gewissen Enthusiasmus für die Natur und ihre Kinder zu finden, der immer die Wirkung einer Unzufriedenheit mit der gesellschaftlichen Einrichtung ist. Alles was seit fünfzig Jahren über die amerikanischen Wilden geschrieben ist, verräth diese allgemeine Stimmung der Gemüther, wie das nachstehende, nach frischen Erinnerungen entworfene, Gemälde zeigen wird.

Man denke sich eine Gestalt von beinahe sechs Fuß, deren oberer Theil, in kräftigen Umrissen, etwas kolossales zeigt, während die untern Theile, dünn und unbestleischt, spitzig zulaufen. Die wadenlosen Beine sehen aus wie an einander gelehmt; der Leib, auf eingedrückten Hüften ruhend, hat keine

festen Haltung; in seinem Gange, selbst im ruhigen Zustande, hat er etwas schwankendes, unsicheres, das dem Auge nicht wohlthut; Rücken und Schultern sind kräftig, viereckig und platt; die Brüste stehen so tief und in so großer Entfernung von einander, als ob sie unter den Achseln hervorwüchsen. Bedeckt man diese Gestalt mit einer beinahe kupferfarbigen Haut, so hat man ungefähr eine richtige Vorstellung von dem Bau und dem Anblicke eines eingebornen Amerikaners.

Man kennt die Gesichtsförm des Negers, die an eine verkürzte Thierschnauze erinnert. Der Kopf des Wilden ist ungefähr das Umgekehrte. Die Stirn tritt auffallend hervor; eine Zeichnung des Gesichts von vorne gäbe beinahe ein Viereck. Weder auf dem Kinn, noch über der Oberlippe zeigt sich eine Spur des Bartes. Doch wer könnte den physiognomischen Ausdruck dieser Gesichter schildern, der so ganz verschieden ist von dem, was wir in Europa sehen. Die Harmonie der Gesichtszüge, und der Eindruck, den sie machen, lassen sich nicht beschreiben. Doch wer die Verschiedenheit bemerkt hat, welche sich zwischen dem Blicke, den Zügen, der Haltung des Kopfes, kurz der ganzen Physiognomie des gezähmten und des wilden Thieres findet, der mache sich diesen Unterschied deutlich, und suche den charakteristischen Zug der Wildheit auf die Menschengestalt überzutragen, so wird er von der Antipathie, welche das Gesicht eines amerikanischen Wilden erweckt, eine Ahndung haben. Jeder Europäer fühlt bei der Annäherung eines Wilden eine Traurigkeit, eine zurück-

stoßende Empfindung. Er zweifelt, ob er seines Gleichen sehe, und fühlt bei dem Anblicke desselben nicht die Heiterkeit der Seele, welche die Erscheinung eines Menschen in öder Wüste erweckt.

Um die physische Beschreibung des Wilden zu vollenden, betrachte ich ihn noch in seiner harmonischen Beziehung zu dem Boden, den er bewohnt. Ich sah Wilde auf Anhöhen, ich sah sie auf den Sandusfern des Meeres herumirren, sie schienen mir wie verpflanzt zu seyn. Aber wenn wir mitten unter den Lianen, welche sich um die Baumstämme schlingend sie verbinden, einen Wilden am schiffigen Ufer eines grünlischen Wassers wandern sehen, dann ist seine Gestalt in wunderbarer Harmonie mit allen seinen Umgebungen. Dieses schwarze herabwallende Haupthaar, dieser wankende Gang, die heisern Kehllaute, die er jeden Augenblick ausstößt, die rothe Farbe seiner Haut, welche den traurigen Anblick der Landschaft hebt, scheinen nothwendig zu dem Orte zu gehören; er scheint dem Boden zu entspringen, den sein unsicherer Fuß betritt. Wendet er in diesem Augenblicke sein Gesicht uns zu, so erweckt er uns eine Art von Schrecken. Wir sehen sein rundes stieres Auge, die abwärts fallenden Mundwinkel, die phlegmatische Unbeweglichkeit seiner Züge, und glauben nicht eine menschliche Gestalt, wir glauben den Gott der Sümpfe zu sehen. Dahin führt ihn sein Instinkt immer zurück, denn heutzutage, wo die Nationen geschwächt sind, wo es in dem weiten Raume zwischen den beiden Floridas und dem Ohio nur einige Tausende dieser irrenden Wesen gibt, findet man sie

immer um die Moräste. Alle diese Völkersschaften, die schwachen Ueberreste so vieler einst zahlreichen und kriegerischen Nationen, begreift man gegenwärtig unter dem Namen der Conföderation der Creeks, d. i. der Seen; ein Name, den sie von ihren feuchten Wohnplätzen erhalten haben.

Interessant wäre es, das Innere dieser Menschen zu ergründen, deren Dissonanz mit uns so auffallend ist; aber wir haben wenig Hoffnung, weit darin zu kommen. Um den moralischen und intellectuellen Charakter des Wilden kennen zu lernen, müßte man lange mit ihm leben, müßte mit den Ausdrücken, die seine Gedanken und Empfindungen aussprechen, so vertraut wie er selbst seyn, wir müßten in uns ähnliche Regungen und Vorstellungen wiederfinden. Aber es fehlt uns das, woran wir diese Vergleichung knüpfen könnten.

Gewiß, eine eigene Ansicht von allen Gegenständen der Schöpfung hat der Mensch, der oft auf einem Erdhaufen mit aufgehobenen Knien sitzt, und, die Ellenbogen hinten aufstemmend, den Leib herüberneigend, die Augen auf ein Blatt oder eine Wolke heftet. In dieser Stellung bringt er ganze Stunden zu. Zuweilen erhebt er sich rasch, schreit, schlägt sich mit dem sichtbaren Ausdrucke der Dummheit in die Seiten; aber bald kehrt sein Ernst zurück, und auf seinem Gesichte spiegelt sich ein trauriger Gedanke. Spricht er in diesem Augenblicke von dem großen Geiste, oder von dem Menschen, oder über Leben, über Tod, so erstaunen wir über die geheimnißvolle Tiefe seiner Gedanken, und über die Bilder, womit er sie bekleidet.

Eben derselbe Mann, der nicht zwei bestimmte Begriffe verbinden, der nur mit der größten Mühe bis zu zwölf zählen kann, der unfähig ist, irgend eine Regung zu beherrschen, wird, wenn wir von seinem Sohne sprechen, auf sein Herz deutend uns sagen, es sey eine Frucht von da herab auf die Erde gefallen; aber für ein Glas Brantwein gäbe er uns Sohn und Weib, und für ein zweites erwürgte er sie vor unsern Augen.

Ein Abscheu vor allen bestimmten Gedanken scheint des Wilden ausgezeichneter Charakter zu seyn, und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist sein Wesen gerade das Gegentheil civilisirter Völker. In Berührung mit allem hat der Wilde die Anfänge von allen Ideen und Empfindungen, aber es fehlt ihm die Fähigkeit und das, durch Geselligkeit geweckte, Bedürfniß, Gedanken und Empfindungen in einem Punkte zu sammeln. Unser Bauer erstaunt über nichts im Leben, seine Bedürfnisse, seine erworbenen Ideen sind ihm eine stete Richtschnur, und bis an sein Grab wandelt er in hellem Tage. Den Wilden hingegen verfolgt stets eine unruhige Schwermuth. Leer an Entwürfen, ohne Künste, ohne Kenntnisse, ohne erworbene Begriffe, ohne bestimmte Empfindungen, ohne alles was uns Kopf und Herz beschäftigt, lebt er dahin, unaufhörlich von den großen Erscheinungen der Natur heftig ergriffen. Die Winde, die Wolken, die Wälder, das Leben, der Tod, die Geister, die alles beleben und nie sich zeigen: das ist der Kreis, den seine Blicke und seine Gedanken durchlaufen.

Sorglosigkeit, Mangel an Vorsicht, Lebensverachtung, verwegener Troß gegen furchtbare Gefahren, Kleinmuth des Herzens, alle diese Widersprüche, alle diese ursprünglichen Regungen, finden sich bei dem Wilden, aber sie sind nicht mit der Fähigkeit verbunden zu vergleichen und zu wollen, die den Menschen vervollkommt, indem sie ihn fähig macht, auf sich selbst zurückzuwirken.

Amerika wird größtentheils nur von Europäischen und Afrikanischen Armen angebaut. Seit zwei Jahrhunderten haben Religion und Politik wetteifernd sich bemüht, die Eingebornen zu bilden. Die Versuche mißlingen. Der Wilde stirbt in der Sklaverei; er härt sich, er verkümmert in den spanischen Dörfern, aber fast überall findet man ihn, der Lebensweise seiner Väter treu, in den Wäldern irren, den Ahnungen von dem Untergange seines Geschlechts hingegeben. Es scheint das Schicksal dieser Nationen zu seyn, vor der Fackel der Civilisation, wie Schatten, zu verschwinden. Diese große Sterblichkeit, welche rings um die Niederlassungen der Europäer Wüsten bildet, erstreckt sich auf alle Eingebornen von Amerika. Wenn man auch die Schätzung der ersten Spanier, welche in Amerika landeten, auf die Hälfte herabsetzt, so darf man doch behaupten, daß sich die damalige Bevölkerung gegen die jetzige wie hundert gegen eins verhält. Im nördlichen Amerika ist seit zwanzig Jahren fast die Hälfte der ehemaligen Einwohner verschwunden, und man kann voraussehen, daß man in hundert Jahren nicht einen einzigen Eingebornen in

Nordamerika mehr finden wird. Die Nachwelt wird staunend fragen, warum diese Menschen nicht mehr sind.

Dieses Verhängniß entgeht selbst dem Blicke der Völker nicht, die es trifft; die Kriegsgefänge gehen in Todtenklagen über. Auch dieses Vorgefühl ihres Untergangs, das man bei allen amerikanischen Wilden findet, ist eine auffallende Erscheinung. Die Floridaner reden immer von diesem, seit alten Zeiten geweissagten, Ereignisse, und man versichert, daß Völkerschaften westlich vom Ohio so mächtig von dem Gedanken an den unvermeidlichen Untergang ergriffen wären, daß beide Geschlechter den Entschluß gefaßt hätten, sich nicht mehr fortzupflanzen.

Etwas aus Humboldts und Bonplands Gemälde der Tropenländer.

(Fortsetzung.)

Geognostische Ansichten.

Die Natur der Gebirgsarten scheint von der geographischen Breite, so wie von ihrer Höhe über der Meeresfläche, im Ganzen genommen unabhängig zu seyn. Fast alle Gebirgsarten werden in allen Höhen und unter allen Erdstrichen angetroffen.

Entdeckt man aber auch keinen allgemeinen Zusammenhang zwischen der Natur des Gesteins und der Lage des Orts in Hinsicht auf Breite und Höhe, so kann man doch den lokalen Einfluß der Höhe wenigstens nicht in einem einzelnen Theile der Erdoberfläche verkennen. In kleinen Gebirgsstücken sieht man, daß nicht nur das Streichen und Fal-

ten der Gebirgsarten (das Erstrecken derselben in die Länge und in die Tiefe) einer gewissen allgemeinen Richtschnur *) folgt, und durch ein partikulares System von (magnetischen oder elektrischen?) Anziehungskräften bestimmt worden ist; sondern daß auch ein Lokalgesetz in der Höhe statt findet, zu welcher sich die älteren oder neuern Gebirgsformationen über der Meeresfläche erheben. So bemerkt man, daß in gewissen Regionen die Flözgebirge nicht die Höhe von 9000 Fuß übersteigen; daß dichter Kalkstein über 5500 Fuß hinaus nie mit Sandstein bedeckt ist; daß der Glimmerschiefer nicht so hoch als der Gneiß gegen den Gebirgsrücken ansteigt; daß Conglomerate**), welche einer gewissen Höhe zukommen, nur Geschiebe von Urgebirgsarten und kein kalkartiges Bindemittel enthalten. Für eine bestimmte, nicht weit ausgedehnte Gegend kann man eine obere

Grenze des Basalts, des Flözkalts oder des Gypses entdecken, gerade wie man obere Grenzen der Fichten und Eichen beobachtet. Diese Betrachtungen lehren, daß die Natur selbst es nicht gestattet, eine bestimmte Stufenleiter der Gebirgsarten zu verfertigen, weil man kleine und partielle Phänomene nicht zu allgemeinen Gesetzen erheben kann. Die Gebirgskette der Andes (eigentlich Antis, von Anta, Kupfer, in der Quichoa-Sprache,) erstreckt sich bei 30 bis 40 Meilen Breite in eine Länge von 2500 Meilen, von $56^{\circ} 27'$ südlicher bis $60^{\circ} 12'$ nördlicher Breite. Die Höhe ist verschieden von 612 bis 18468 Fuß. Erstaunenswürdiger sind die Cordilleren, wegen der Mächtigkeit des höchsten Theils ihrer Gebirgsmassen, besonders in Quito und Mexico. Am Vulkan Antisana (welcher 12636 Fuß über die Meeresfläche sich erhebt) findet sich

*) In der Andeskette von Südamerika in den Gebirgen von Venezuela und Neu-Andalusien streichen Gneiß und Glimmerschiefer gewöhnlich Stunde 3 $\frac{1}{2}$ des Freiburger Gruben-Kompasses, oder in einer Linie, die mit dem Meridian einen Winkel von 52 Graden machet, von Norden aus gegen Osten gerechnet. Im Fichtelgebirge und auf den westlichen Schweizer-Alpen ist diese Richtung auch sehr häufig. In Neuspanien ist das herrschende Streichen Stunde 7 bis 8. Ein allgemeines, vom Alter der Gebirgsarten abhängiges Streichungsgesetz, welches Humboldt früher vermuthete, kann in der äußern Erdrinde schon um deswillen nicht statt finden, weil die ungleich vertheilten kleinen Systeme von Kräften sich einander ungleich beschränken, daß aber das Streichen und Fallen, einige neue Gebirgsarten abgerechnet, von großen kosmischen Phänomenen und nicht von der Gestalt der Gebirge abhängt, davon überzeugt sich jeder leicht, der die Struktur großer Gebirgszüge in der Natur studirt hat.

**) Conglomerate nennt man Gebirgs- oder Steinarten, die aus lauter einzelnen abgerundeten oder eckigen Stücken (Geschieben) anderer Gebirgsarten bestehen, welche durch ein thoniges, kalkiges oder anderes Bindemittel zu einer mehr oder minder festen Masse mit einander verbunden sind.

eine Ebene, welche 12 volle Meilen im Umfange hat. Die mittlere Höhe des Gebirgsrückens der Anden kann man auf 12000 bis 13848 Fuß anschlagen, während die mittlere Höhe der Alpen und Pyrenäen nur zwischen 7698 und 8310 Fuß beträgt. Die Breite der europäischen Gebirgskette beträgt im Durchschnitt nur 10 bis 12 Meilen. — Die Andes sind in dem mächtigen Gebirgsstocke bei Quito 21, in Neuspanien und Peru 40 bis 60 Meilen breit. Der höchste Gipfel der Anden ist der Chimborazo von 20142 Fuß, und in den Alpen und Pyrenäen der Montblanc von 14700 Fuß und der Montperdu von 10578 Fuß Höhe.

Der höchste Theil der Anden ist zwischen dem Aequator und $1^{\circ} 45'$ südlicher Breite, wo die drei colossalen Gipfel des Chimborazo, des Cayambe und des Antisana sich befinden.

Die Tropenländer vereinigen fast alle Steinarten, welche man bisher auf dem übrigen Erdkörper entdeckt hat. Bloß die sonderbare Gebirgsart, welche aus Smaragd und Jade besteht und am Mont-Rose zu hohen Massen sich aufthürmt, auch den Koggenstein, die Kreide und den Verdetico hat Humboldt dort nicht gesehen.

In der Schichtung und Lagerung, oder im Alter der Gebirgsformationen, herrscht überall die größte Uebereinstimmung.

Der Granit ist auch in der amerikanischen Tropenwelt die älteste Gebirgsart, auf

welcher die übrigen zu ruhen scheinen. Der Granit mit vielem Quarz, wenig Glimmer und großen röthlich-weißen Feldspat-Kristallen scheint unter den Wendekreisen älter, als der feinkörnige Granit mit vielem, in sechsseitigen Tafeln krystallisirten Glimmer zu seyn.

Auf den Granit aufgesetzt und bisweilen selbst mit ihm abwechselnd erscheint der Gneiß, der allmählich in Glimmerschiefer, so wie dieser in uranfänglichen Thonschiefer übergeht. Granaten finden sich mehr im Gneiß, als im Glimmerschiefer, und sogar im Porphyr.

Körniger Kalkstein, Chloritschiefer und uranfänglicher Grünstein bilden oft untergeordnete Lager im Gneiß und Glimmerschiefer.

(Die Fortsetzung künftig.)

Die kleinen Geschenke.

Montesquieu hatte einst mit einem Parlamenthsrathe von Bordeaux, welcher nicht die glänzendsten Geistesfähigkeiten besaß, einen sehr lebhaften Streit, und da dieser, obgleich die Wahrheit für die Meinung seines berühmten Gegners klar entschied, sich nicht von der seinigen trennen wollte, und mit Zuversicht rief: „Wenn ich nicht recht habe, so gebe ich Ihnen meinen Kopf darum;“ versetzte Montesquieu ganz trocken: „ich nehme ihn an, denn die kleinen Geschenke unterhalten die Freundschaft.

B — i.